

Eine von vielen

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Dr. Hans Weber, Bundesrichter seit 1875
(Phot. Osw. Wetti, Lausanne).

1855 an der Zürcher Universität und ließ sich in Zürich als Anwalt nieder, bis er 1893 zum deutschen Bundesgerichtsschreiber ernannt wurde. Als Nachfolger Leo Webers wurde Dr. Honegger 1901 zum Bundesrichter gewählt.

Bundesrichter Albert Ursprung ist 1862 zu Ufenen (Aargau) geboren und hat seine Rechtsstudien in Basel und München gemacht. Er war hierauf von 1883—86 Gerichtsschreiber in Zurzach und von 1886—92 Gerichtspräsident am gleichen Orte. 1892 wurde Ursprung Mitglied des aargauischen Obergerichtes und zugleich auch Mitglied und Präsident des Handelsgerichtes. Ursprung war von 1886—92 Mitglied des aargauischen Großen Rates und von 1890 bis zu seiner Wahl ins Bundesgericht 1902 auch Mitglied des Nationalrates.

(Schluß folgt).

Eine von vielen.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

Nachdruck verboten.

Elisabeth Werner sitzt in dem kleinen, überaus einfachen Zimmer am Schreibtisch; einige kunstlose Schreibutensilien geben dem schlichten Holztisch diesen hochtönenden Namen.

Elisabeth Werner will einen Brief schreiben. Aber ihre Feder eilt nicht leicht über das Papier; sie setzt an, stockt, setzt wieder an, stockt von neuem und bleibt in einer hilflosen Unentschlossenheit in der Luft schweben. Von Zeit zu Zeit taucht sie, Stützung suchend, abermals ins Tintenfaß und zaudert doch immer wieder, den ersten Buchstaben, das erste Wort anzusetzen: die Feder soll einen Bittbrief schreiben.

Es ist eine schmale, blasse, nervöse Hand, welche die Feder führt, noch fast kindlich in den Formen, eine von jenen Händen, die dem feinen Beobachter lange Geschichten zu erzählen vermögen.

Zu den schmalen Händen paßt die schwächliche Gestalt der Schreiberin, fein, schlank, zu wenig entwickelt und doch jenes unbeschreiblich süßen Reizes beraubt, der die volle herrliche Entfaltung ahnen läßt.

So sehen Blüten aus, die von kaltem Herbststern im Erschließen gestreift werden, blaß und ein wenig zerknittert —

Elisabeth Werner ist noch nicht alt, erst siebenundzwanzig; aber das ovale Gesicht hat einen seltsam unjungen Ausdruck. Es fehlt die Fröhlichkeit, es fehlt der Lebensmut, die Lebenshoffnung darin; die Züge sind schlaff; in den schönen, großen, dunkeln Augen liegt geheime Trauer, stille Entsagung. Um den Mund zieht ein schmerzliches Weben.

„Sie wird ja doch nicht wollen.“ flüstert sie jetzt mit einer dunkeln Stimme, die nach Tränen klingt. „Wie konnte ich auch nur denken, daß sie wollen wird...“

Immer noch sträubt sich die Feder zu schreiben.

Elisabeth fährt mit der Hand über das gequälte Gesicht; sie streicht das schwere, tief schwarze Haar von der gedankenvollen Stirn.

Plötzlich gibt sie sich einen Ruck, entschlossen preßt sie die

Lippen aufeinander. Da schwindet das Weben, und in die dunkeln Augen kommt ein Leuchten, das scheucht die Entsagung. Sie taucht die Feder ein, und nun eilt diese über das Papier.

Sie erzählt der reichen Verwandten von dem tiefen, glutvollen Wünschen und Sehnen ihres Herzens nach größerer Kraftentfaltung, nach reicherer Geistentwicklung; sie bittet um ein Darlehen, damit sie sich zwei Jahre regelrechter Schulung gestatten könne.

„Du weißt es: was ich mir erworben habe an Kenntnissen, das habe ich mir nicht immer leicht, aber oft mit herzlichem Not selbst erworben. Doch diese Vorbildung genügt nicht, mir eine ordentliche Stellung im Leben zu erringen, mir die Selbstständigkeit zu geben, nach der meine Seele schreit.“

Glaube mir, es ist nicht der Ehrgeiz und nicht das karge Brot, es ist der harte, der fürchterliche Druck der Halbheit, der mich zum Bitten drängt, nein, zwingt mit starker, pressender Gewalt! Die Halbheit, die mich elend macht, die mir täglich, stündlich mein Ungenügen vorhält, sodaß ich unfrei, in angstvoller Scheu vor mir und andern die Augen senke. Die Halbheit, die mich hemmt in allem und allem. Wenn ich arbeiten will, froh und freudig, wie die andern, so raunt sie: „Weg da, das ist für die andern, für die, die lernen konnten; für dich sind die Seitenwege; da winde du dich durch!“ Und auf den Seitenwegen — da: zerschundene Füße! Und jeder Dorn ist bereit, mir Gewand und Haut und Antlitz zu rissen.

Steh' Du mir bei, den Weg auf die breite Straße zu gewinnen, hilf Du mir zur Ganzheit!

Um mich nach der Welt Meinung vollwertig unter die geistig Arbeitenden zu reihen, sollte ich ein Examen machen; mich hat die Welt in recht eindringlichem Unterricht gelehrt, daß es sehr schlimm und nachteilig ist, wenn man sie nicht um ihre Meinung fragt... .

Mein Verdienen als ungeprüfte Lehrerin ist mühsam. Jeden Tag erwerbe ich spärlich nur, was für den Tag ich bedarf. Einen Sparspennig hab' ich drum nicht.

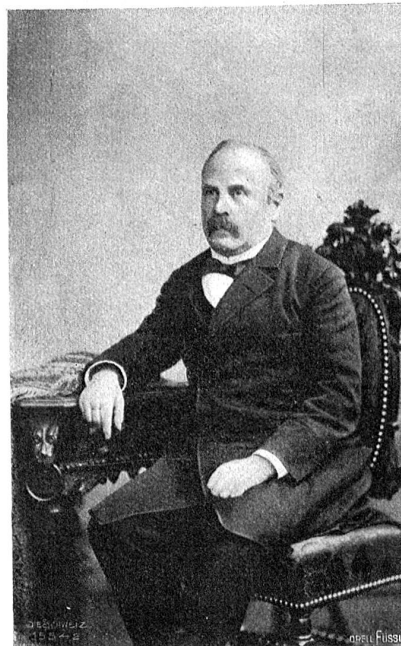
So bitt' ich denn Dich. Mit ehrlichen Zinsen erstatt' ich dereinst das Gelieh'ne zurück... . Glaube mir das!“

Immer hastiger fährt Elisabeths Feder über das Papier. Immer febrillicher, flehender, wilder glänzen die Augen.

Sie sucht nicht mehr, das so lang Verhaltene zurückzudämmen; die bittere Not langer Jahre wallt über und drängt sich in die Worte. Ueber dem Schreiben wird Elisabeth sicherer, hoffnungsfroher. Die Tante wird ihr Bitten nicht ungehört verwehen lassen; auch in ihrem reichen Leben werden dunkle Stunden sein, die sie durch die armen Worte hindurch das Schreiben einer kämpfenden Seele verstehen lassen, die sich wund und müde

gestoßen an der Enge des Daseins, die mit einer wilden, ungestümen Sehnsucht begehrt, die Flügel weiten zu dürfen.

Elisabeth legt die Feder mit tiefem, zitterndem Aufseufzen nieder. Sie faltet die Hände; sie erhebt sich mühsam, sie sinkt vor ihrem schlichten Lager ins Knie, sie sendet die heißen, inbrünstigen Blicke empor zu den Bildern der Eltern, die über ihrem Bette hängen und von Gepheugewinden umrankt sind.



Felix Claufen, Bundesrichter seit 1891
(Phot. Osw. Wetti, Lausanne).



Dr. Agostino Soldati, Bundesrichter seit 1892 (Phot. G. Mitsche, Kaufmann).

Ihre Lippen murmeln: „Meine Seele sucht euch, meine Seele schweift zu euch durch die Unendlichkeit, mit euch möcht' ich wallen zu Gottes Thron, in Demut den Allbarmerherzigen um Hilfe zu bitten! Ich unterliege, wenn diese Hoffnung mir zerrissen wird... Leben ist kämpfen; ich habe viel gekämpft; nun bin ich müde. Auch der Krieger erhält einen Trunk nach dem langen Streiten des Tages. Reichet auch mir die Lab! Mich dürstet!“

Das dumpfe Murmeln Elisabeths ist zu selbstvergessenem Rufen geworden. Sie erschrickt vor dem trockenen Klang der Verzweiflung in der eigenen Stimme. Verfürt richtet sie sich empor. Sie setzt sich auf den Bettrand und löst ihre Flechten. Das schmale Gesicht steht zum Mitleiderregen verhärtet aus; die dunkeln Haare, die jetzt zu beiden Seiten niederwallen, lassen es noch dünner und blasser erscheinen.

Gleich einer Erstarrten raunt das Mädchen jetzt halblaute Worte vor sich hin: „Wohl, es ist nur kleines Leid, wird die Tante sagen, so kleines, so außerordentlich geringfügiges Leid! Da spricht man gar nicht darüber, und nun du doch so tragisch davon geredet, so geb' ich dir den klugen Rat, es nur fügsam weiter zu tragen; daß du nicht daran zugrunde gehst, hast du uns ja bewiesen. Und denk' doch nicht in stolzem, selbstüberhebendem Wahn, daß du die einzige, der eine Bürde aufgelegt; andere senken auch unter einem Druck, und leicht möglich, unter härterem; denk' nur mal...“

„Hör' auf, hör' auf!“ schreit da Elisabeth, so schrill, so schneidend weh; sie zerrt an ihren langen, schwarzen Haaren

in grausamer Selbstpein. „Was geht mich der Druck der andern an, kümmert sich doch niemand um mich? Ist's doch da einem jeden so fürchterlich gleich, ob ich am Ende zugrunde gehe an meinem kleinen Leid! Ihr lebt euer Leben, ich lebe das meine, und es ist meine Seele, die ich verwahren muß. Und wenn sich diese Seele unglücklich bei mir fühlt, wenn sie mir täglich, stündlich zugellt: „Du bist zu hart, du bist zu herb, du vergewaltigst mich...“ Wenn meine kleine Seele, die einst so leicht und lächelnd war, die so süß und selig zu jubeln und zu jauchzen wußte, stumpf und zerkrüßt wird, wenn sie in mir stirbt, was dann? Sollt' ich da nicht vorher noch einmal trachten, kühn und mutig zu sein, hinaufzuklimmen am Dasein, empor zur Sonnenfreudigkeit? Ach, wenn du wüßtest, wie's ist, tagein, tagaus, so müde, so gesenkten Blickes dahinzuschleichen! Du sprichst mir nicht von der Bürde der andern; du hättest Erbarmen mit dem Druck, der mich so hart und eisern umflammert; du lockertest ihn, du erleichtertest ihn...“

Elisabeth Werner ist Sprachlehrerin, das heißt, sie gibt Sprachstunden, und da sie keinerlei Examen bestanden, so gibt sie die Stunden zu lächerlich bescheidenen Preisen. Die ungeprüfte Lehrerin entfaltet einen doppelten Eifer, um zu genügen; so anstrengend ist ihre Tätigkeit für sie; mit tiefem, halb bang schluchzendem, halb befreitem, erlöstem Aufatmen verläßt sie häufig die Stunden, aufbaumenden Trost und wehes verzagtes Zucken im Herzen — — —

Elisabeth hat nicht jene heitere, lächelnd sichere Lebensgeschicklichkeit, die Freunde erwirbt; ihr Wesen ist für die meisten Menschen ungemütlich schwer und ernst. In den Augen liegt so harter Stolz, so herbe Schen! Da läßt man bald jegliche Annäherung. Warum sich in solchen Fällen auch Mühe geben? Es liegt zu viel langweilende Eintönigkeit, zu viel ängstliche Gewissenhaftigkeit und unbestimmbare Traurigkeit über diesem Leben. So absolut nichts Interessantes ist da. Da sind keine huschenden Lichter, da wirft kein Liebesstern seinen mildleuchtenden Glanz oder sein strahlend zuckendes Funkeln!

Die Teilnahme, die man für derartig unmodische, schwerfällige Existenzen hat, zeigt sich meistens nur in wenigen, neugierig quälenden Fragen, die man im Grunde gar nicht zu stellen brauchte, weil man sie vorher sich schon von andern hat beantworten lassen.

„Fräulein Werner, wo haben Sie eigentlich Ihre Studien gemacht? Ist es denn wirklich wahr, daß Sie unterrichten, ohne ein Examen bestanden zu haben?“

Dann steigt in Elisabeths blaßes Gesicht eine heiße Röte; in hilfloser, peinvoller Verlegenheit schlägt sie die Augen nieder und flüstert stockend, unsicher: „Ich habe in der Tat kein Examen gemacht; ich habe alles auf eigenem Wege lernen müssen!“

Die Fragesteller denken dann weiter nicht darüber nach, daß diese Wege herzlich dornig gewesen sein mögen und daß das blutüberhauchte, verwirrte Mädchen da vor ihnen wohl auch, wenn möglich, die allgemeinen Bildungspfade lieber verfolgt hätte; die fahren fort in dem harten, strengen Inquisitionstöne: „Aber Sie waren doch wenigstens in England?“

„Ja,“ sagt das Mädchen eintönig, „in England war ich...“ und sie denkt daran, wie sie nach dem jähen Tode der Eltern, kaum siebzehn, in England die Mitere der Nursery-governess durchlebt. Sie denkt an die maßlos verwöhnten Kinder, an die Rauf- und Ruhelosigkeit bei Tag und bei Nacht, an die tiefe Kluft zwischen den Befehlenden und Dienenden, an das ganze harte, grausame Joch der Vormüßigkeit; sie denkt an die Tränen, die ihr zuweilen so brennend heiß in die Augen stiegen, an die lusternen Blicke, die ihr das Antlitz mit Blut überflamnten und an das quietende Vergnügen der tanzenden, lachenden, tobenden kleinen Unholde: „Ich wette, sie weint um die tote Mutter!“ „Mein, ich wette, sie weint um den toten Vater; oh, es ist furchtbar lustig, wenn Fräulein weint!“ „That is great fun!“ „Just look at her!“

Und in diese Erinnerungen hinein tönt die streng forschende Stimme der Fragesteller: „Aber in Frankreich waren Sie doch auch?“

Elisabeth schreckt empor und sagt hastig mit schauer Stimme: „Ja, in Frankreich auch...“

Da hat sie mit den feinen Unterscheidungen der französischen und englischen Kinderart und unart die französische Sprache beherrschend gelernt. Für Elisabeth vereinigen sich nach derartigen Verböhen die lichtlosen Erinnerungen der vergangenen Jahre mit den dunkeln Befürchtungen für die Zukunft. Eine Stunde ist so leicht geflündigt und so schwer wieder ersetzt. Sie ist

einmal unfreiwilliger Ohrenzeuge einer Unterhaltung gewesen. Da sagte eine Dame zu der andern, so ganz im Vertrauen natürlich: „Es ist ja gut und recht, daß Fräulein Werner in England und in Frankreich gewesen, und ich möchte ihr wahrhaftig in keiner Weise zu nahe treten — sie gibt sich redliche Mühe, einem etwas beizubringen — aber es scheint mir doch, als wäre da zuweilen eine heillose Verwirrung in der Erklärung verschiedener Regeln. Ich will mich selbstverständlich nicht als maßgebend aufspielen, Berehrteste, und möchte in keiner Weise

Sie beeinflussen; allein die richtige Methode, den rechten Schneid findet man doch nur bei den geprüften Lehrerinnen.“

Diese Unterredung hat sich Wort für Wort mit einer schmerzhaften Deutlichkeit in Elisabeths Hirn eingepägt. So ist sie denn wenigstens nicht unvorbereitet, wenn die Stunde gekündigt wird. Elisabeth ist zu klug und zu bescheiden, den Leuten den Wechsel zu verargen. „Sie haben ja recht,“ nickt sie trübe vor sich hin; „wenn ich frohmütiger und selbstbewußter wäre, so ging's natürlich besser; aber so, ich kann es wahrlich keinem verdenken . . .“ (Schluß folgt).

Aus Augustin Kellers Studienjahren.

Nach den Briefen an seine Braut.

(Fortsetzung).

2. Januar 1828.

Im Uebrigen brachte ich die Feiertage ruhig zu Hause dahin. Am Sylvesterabend setzten sich unser achte zusammen, ließen Franzwein anschleifen, und nun ging's, wie's natürlich gehen mußte, mit Sang und Freudenbrans aus dem alten und mit Traum und Treu ins neue Jahr hinein. Wir waren sehr lustig; auch ließen wir es nicht am Tanzen fehlen, allein bloß entre nous (wohlbemerkt!), obschon sich genug Damen im Hause vorfinden. Wie es zwölf Uhr schlug, da kam unser Hausarzt mit der Gratulation zum Jahr 1828 zu uns herüber, er mußte sich setzen und mitmachen. Ich saß neben ihm, und trinkend und rauchend unterhielten wir uns über dies und das. Da geriet auf einmal von unseren langen Pfeifen sein neuer Schlafrock in Flammen. Boy Bliß, nein, ich sage Dir, was das für ein Spektakel und Lärm war, als der halb angezündete Herr Doktor aussprang, im Zimmer herumrannte, in seinen feuerroten Haaren krachte und wir ihm mit den Gläsern zusetzten und löschten! Es geht über alle Beschreibung; ich mußte so lachen, daß ich es jetzt noch auf der Brust spüre!

Ich habe angefangen, „die vier Norweger“, einen Zyklus von Novellen, von unserem Steffens, zu lesen. Wenn Ihr sie in Aarau lesen könnt, so verjäumt es nicht! Sie sind nicht weniger interessant als die Novellen von Tief, mit dem er um den Lorbeer ringt. Auch seine Anthropologie, zwei Bände, ist ein merkwürdiges und lehrreiches Werk. Es faßt den Menschen mit der ganzen Schöpfung zugleich und in seinen höchsten Verhältnissen zur allgemeinen Natur in ihrer Entwicklung, ihrem Dasein und in ihrer Vollendung, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf, und die Idee, durch die er den Menschen in seinem Entstehen und Sein mit der Mutter Natur verbindet, spricht er in einem schönen und tief sinnigen Satz aus: „Eine ewige Liebe ist das Vorbild alles Lebens, und im Ausdruck der Natur ist das Leben ein reiner Ausdruck der Liebe. Denn Liebe ist die innere Harmonie der Kräfte, von denen jede für das Ganze und das Ganze für jede einzelne da ist und jede mit allen im ewigen Einklang sich vereint. Diese Harmonie hat ein Gesetz, aber nur eines, und dieses ist ewig und göttlicher Art: Es ist ein allmächtiger heiliger Wille. Also, wo Natur ist, ist Leben; wo Leben, da ist Liebe; wo Liebe, da ist Einheit; wo Einheit, da ist ein heiliger Wille und moralische Freiheit.“ So sieht man mit wenigen Worten Körper und Geist, Welt und Ewigkeit in ihrer Verbindung hingestellt. — Das alles ist sehr ansprechend, aber lange nicht so real und praktisch wie die Anthropologie von Troxler. Doch nein, wie dumm. Du wirst denken, was geht mich Dein Philosophieren an?

Sage Kettiger, er möchte doch bei seinen Exzerpten und Quellen-Notizen vorzüglich Lokalität- und Personal- und überhaupt die historisch-antiquarischen Nachrichten berücksichtigen, z. B. alte Heidenjagen, die Druiden in den Felschluchten und unter den heiligen Eichen des gallischen Jura, kurz alles und jedes, was dazu beiträgt, das Lebensbild von Althelveten zu vervollständigen; ich sei freilich mit der Bearbeitung noch nicht weit vorgerückt, aber der Plan dazu sei nun völlig durchdacht und licht und ich werde ihn nächstens ihm mitteilen.

Ich habe diese Woche Bekanntschaft mit Martin Luther gemacht und zwar mit dem größten Vergnügen und vollkommener Befriedigung. Dabei darf man aber nicht die vielen Folianten von Luther brauchen, sondern bloß einen könnigen, glücklichen Auszug aus jenen in zwei Bänden von Riethammer mit dem Titel: „Dr. Martin Luthers Weisheit“. — Diese

Kernsprache und göttliche Kernweisheit solltest Du kennen lernen; denn alles muß man prüfen und das Gute behalten. — Ich bin gegenwärtig nicht nur mit Arbeiten sehr beschäftigt, sondern wirklich überladen. Ich hoffe aber nach der Fastnacht etwas leichter atmen zu können; einstweilen liegt die ganze Last des Seminars mir auf dem Halse.

Vorige Nacht träumte mir, ich habe Deine Mutter hier auf einen Ball geführt, Du wolltest nicht mitkommen, weil zu viele Studenten da seien! Wir beide machten uns also allein lustig, trugen aber, ich weiß nicht warum, die Schuhe in den Händen! — Narredeien! — Der Traum kommt mir etwas närrisch vor, vielleicht andern Leuten ebenfalls! Indessen grüße mir meine Dame recht herzlich.

Mein Stubenbursche, ein recht wackeres liebes Haus, wollte mich diese Ferien mit dem Schach-, Boston- und Whistspiel bekannt machen, allein ich hatte weder Zeit noch Lust, weil ich diese Sachen noch auf später versparen will, um in Deine Schule als unverdorbener Schüler einzutreten! Denn ich lerne ungemein gern unter Deinem Schulmeisterstab und im Anblick Deiner bedenklichen respektiven Amtsmienen.



Dr. Carl Attenhofer, Bundesrichter seit 1893 (Phot. Schw. Welti, Lausanne).